

Gräfin Urne

– Einleitung –

von

Carl David Marcus

Volksverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag G. m. b. H.
Berlin [1926]

Herman Bang / 1857 – 1912

Es gibt Dichter, deren Leben nicht in enger Beziehung zu ihrer Dichtung zu stehen scheint. Wenigstens gelingt es uns nicht, die Fäden aufzudecken. Es gibt aber andere, die ununterbrochen zu ihrem eigenen Leben zurückkehren, nie davon loskommen, ihr Leben sich selbst gestalten, deuten, formen. Es sind die von dem eigenen Ich besessenen Dichter, die Subjektivisten.

Man muß deshalb von dem Leben dieser Dichter wissen, um sie zu verstehen, sie würdigen zu können. Und gerade weil sie ihr eigenes Leben gestalten, werden sie uns wesenverwandt, kommen uns näher als die großen objektiven Deuter und Dichter. Ihre Bücher werden uns Lebensbücher, die wir immer wieder und wieder hervorholen, um uns zu erbauen oder zu erregen, mit ihnen, mit ihren Menschen und Schicksalen. Denn im Grunde genommen haben sie ja auch für uns gelebt, gelitten, gedichtet.

Besonders die großen nordischen Dichter gehören unzweifelhaft zu dieser Gruppe von Dichtern: Strindberg, Ibsen, Samson, Drachmann, Bang.

Wie hat Herman Bang nicht mit seinem Leben, seinem Beruf gerungen, was wollte er nicht alles werden, und wie spiegelt nicht seine ganze Dichtung diesen aufreibenden Kampf wider bis in die letzten Fasern hinein.

Die Familie Bangs war eine alte, berühmte, und zeit seines Lebens hat Herman Bang es als Verpflichtung gespürt, Erbe zu sein, etwas Unerhörtes leisten zu müssen. Und von vornherein ahnte er, daß er der Letzte seines Zweiges sein würde und kämpft deshalb mit verdoppelten Kräften gegen das Schicksal, das die Menschen, die Geschlechter auslöscht. Er war ja außerdem erblich belastet, der Vater wurde geisteskrank, die Mutter war eine poetisch veranlagte, überzarte, sicher recht exzentrische Frau. Er hatte also nicht das körperliche Gleichgewicht, um die Neurasthenie seines Wesens überwinden zu können. Deshalb mußte er auch scheitern in dem Beruf, den er von Anfang, schon in den Schuljahren, für sich ausgewählt hatte und der die höchsten Anforderungen auch an den Körper stellt: er wollte unbedingt Schauspieler werden und hat diesen Plan eigentlich niemals völlig aufgegeben. Der Anfang mißlang, aber trotzdem versuchte er es mit Tourneen in Dänemark, in Norwegen, wo es nur ging, wie er es später in der amüsantesten Weise geschildert hat in der Sammlung „Zehn Jahre“. Dieser Mensch tat alles mit dem Fanatismus der Begeisterung; er soll in Bergen so gespielt haben, daß seine Partnerin wochenlang mit blauen Flecken herumlaufen mußte; er spielte, er schuf überhaupt in einer Art von Trance, er wußte nicht mehr, wer er war, wo er war. Er produzierte sich in Paris, in Kopenhagen bis in seine letzten Jahre auch als Regisseur und hat zuweilen auch Hervorragendes geleistet. Wäre er heute tätig, hätte man ihn sicher weit eher anerkannt, denn er setzte immer und immer wieder nur einen Dichter in Szene, ob er Ibsen oder Shakespeare hieß, nämlich Herman Bang. Und nicht genug

hiermit: er versuchte die Schauspieler zu überzeugen, daß sie alle ganz und gar nach dem Vorbilde des Spielleiters agieren müßten, mit andern Worten, es hat niemals einen imperatorischeren, selbstherrlicheren Regisseur gegeben als den dänischen Dichter Herman Bang. Er stieß natürlich überall auf Widerstand, floh das Theater, und kehrte immer wieder zurück, verhezt von bloßem Geruch der Bühnenatmosphäre.

Warum ich diesen Zug hervorhebe? Weil er so unendlich wichtig ist für die ganze Eigenart dieses exzentrischen Subjektivisten. Er war ein geborener Schauspieler trotzdem, denn er konnte nur in Rollen leben, und hierzu brauchte er ein sichtbares Publikum, da ihm das unsichtbare des Dichters nicht genügte. Die reine Dichtung als solche befriedigte ihn nie restlos, es schob sich immer etwas dazwischen, seine Menschen waren so lebendig von ihm empfangen, daß sie in seiner Phantasie weiter spielten, redeten, sich gebärdeten. Er, als Wortkünstler vielleicht der erste der dänischen Epik, empfand schmerzlich dasselbe wie Strindberg und so mancher andere Dichter, daß das Wort ja nur einen kleinen Bruchteil eines Menschen, eines Milleus zum Ausdruck bringt.

Und schließlich fand er die Form, die er suchte: er wurde Rezitator. Und obgleich er auch andere Dichter rezitiert hat, wandte er sich, diesmal mit vollem Recht, immer eifriger Herman Bang zu. Er wurde von einem Impresario entdeckt — in genialer Weise hat er den Impresario in Skizzen und Romanen geschildert — und er sing seine Vortragsreisen an, die in Amerika mit seinem plötzlichen Tode enden sollten.

Ich habe ihn gehört, oder soll ich sagen, gesehen? Und obgleich es lange her ist, vergesse ich niemals diesen Abend! Wie dieser feingliedrige, schlanke, nicht große, aber unerhört bewegliche Mann ausah auf dem kleinen Podium! Dies Gesicht, wer vermag es noch heute zu beschreiben? War er Brasillaner, war er Semit, Arier aus verschwundenen Zeiten, Franzose oder Russe. Unmöglich zu sagen — er war Herman Bang, sehr einmalig und wohl gerade deshalb sehr, sehr einsam! — — — Dieser braune Teint, diese scharfen, ungemein geistigen, rein dramatischen Züge, die dauernd in Fluß waren, und diese Augen, übernatürlich groß, dunkel, traurig wie die eines schönen Tieres, die Augen eines Wüstenbewohners und doch die ganze Trauer des Kulturmenschen widerspiegelnd, und noch eins: eine unendliche Güte . . . !

Als er anfang zu sprechen, brach er mit allen Gesehen der Vortragskunst. Er war nicht eine Minute still, er spielte seine Novellen, seine Szenen aus den Romanen, als wären es alles Bühnenwerke, er verlebendigte jede Einzelfigur, er war tragisch, so daß man weinen mußte, er war komisch, so daß man lachen mußte, man lebte vollständig in seiner Welt. Und er — er hatte die Verbindung mit dem Publikum, die er brauchte, er war zufrieden, glücklich wie wohl nie.

Inzwischen war er als Dichter berühmt geworden, aber in seiner Empfindlichkeit, die zur Eitelkeit ausartete und ebenso wie bei H. C. Andersen einen kindlichen Zug hatte, hatte er noch immer Kämpfe mit der öffentlichen Meinung auszusechten. Man mokierte sich über seine Fremdartigkeit, seine eleganten Gewohnheiten, seine Geldverschwendung. Einst war es so weit,

daß Freunde eine Wohltätigkeitsvorstellung zu seinen Gunsten veranstalteten. Als man ihm abends den Reingewinn überreichte, verschwand er noch in derselben Nacht nach Norwegen und begann dort eine Herman-Bang-Tournee, die natürlich mit einem grandiosen Mißerfolg endete. Und dabei gab er eigentlich das meiste Geld nicht für sich, sondern für andere aus, da sein mitleidiges Herz ihn stets verleitete, den Freunden alles zu leihen, was er nur hatte. Daß durch dies Verfahren neue Enttäuschungen entstanden, erübrigt sich hervorzuheben. Wie Ibsen, Björnson, Strindberg, Drachmann litt auch Bang unter der Kleinheit der skandinavischen Staaten; so ging er auf Reisen, hielt sich lange Zeiten im Auslande auf, ohne doch von seiner Heimat loskommen zu können.

Wie kreist nicht seine ganze Dichtung um Dänemark, um eine Deutung des dänischen Volkes! Und ist nicht schließlich sein ganzes dichterisches Problem, die Stellung des einsamen Menschen zur dänischen Gesellschaft in tausenden Verkleidungen?

Wirft man aber die Frage auf, ob man aus den Bangschen Dichtungen — wie zum Beispiel „Hoffnungslose Geschlechter“, „Tine“, „Das weiße Haus“, „Das graue Haus“, „Michael“ — sein eigenes Leben herauslesen und gewissermaßen rekonstruieren könne, so muß man doch sehr vorsichtig zuwege gehen. Ein dänischer Biograph Bangs, der mit ihm auf der Schulbank in Sorø saß, hat schon darauf hingewiesen, wie Verschiedenes, was Bang in seinen Erzählungen mitteilt, nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt; trotzdem hat er in der Schilderung der Persönlichkeit Bangs dann viel auf solchen Einzelzügen aufgebaut.

Es verhält sich wohl so, daß jeder seine eigene Wirklichkeit hat, daß nicht zwei Menschen imstande sind, ganz genau dasselbe zu sehen oder zu erleben. Der frühreife Bang hat eine ungewöhnliche Fähigkeit, Sinnesimpressionen wahrzunehmen und Einzelheiten zu beobachten, die den meisten niemals aufgefallen wären. Er verfügt auch über eine unglaubliche Erinnerungskraft, die es ihm ermöglicht, zusammenhängende Szenen aus der Kindheit mit realistischen Details neu zu gestalten.

Während man bei einem Gottfried Keller den bestimmten Eindruck hat, daß er wirklich ein gewisses Milieu, eine Zeit, eine Stadt, ein Dorf mit Menschen und allen Schattierungen der Wirklichkeit wiedergegeben hat, und zwar nicht nur in seinem autobiographischen Roman, sondern auch in seinen Novellen, ist es unmöglich, Ähnliches bei Herman Bang herauszulesen. Alles, was er aus seiner Kindheit erzählt, ist derart egozentrisch empfunden, daß es für einen normalen Menschen wahrscheinlich gerade umgekehrt verlaufen wäre. Bangs Erinnerungen sind Herman Bangs Erinnerungen und haben gerade dadurch ihren ganz subjektiven, ganz persönlichen Wert, daß sie uns ein Bild geben von der Wirklichkeit, wie er sie erlebte, und dies dürfte in erster Linie der Zweck der Dichtung sein. Ich bin auch davon überzeugt, daß ein anderer, gerade heute vielgenannter Dichter, der in großartiger Weise auf Kindheitserinnerungen aufbaut, der Françoise Marcel Proust, seine Entwicklung und alle Begleitumstände derselben in der Abgeschlossenheit seiner eignen Persönlichkeit erlebt hat. Der wahre Künstler ist immer einmalig!

Dies zeigt sich auch in Bangs Verhalten der neuen naturalistischen Schule gegenüber, die von Georg Brandes unter fran-

zösischen Fahnen gegründet worden war. Bang ist niemals ein treuer Naturalist gewesen oder geworden, ebensowenig wie Jens Peter Jacobsen oder Holger Drachmann, und es bleibt eine offene Frage, inwiefern der Naturalismus überhaupt für den dänischen Dichter geeignet sein mag. Allerdings war Brandes' Forderung auch nicht ganz ernst gemeint.

Wohl hat Bang von der Forderung jener Schule gelernt, die Wirklichkeit zu beobachten und zu schildern, wohl ist auch er ein großer Milieuschilderer geworden. Aber wie persönlich! Zum Glück hat er nicht die langatmigen, heute so ermüdenden Einleitungen über Vergangenheit des Helden, seine Familie, Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten, vererbte und nicht vererbte Eigenschaften geschrieben. Er schrieb nur das, was ihm wichtig erschien. Die Helden seiner großen Romane, zu denen auch Gräfin Urne gehört, fühlen schwer das auf ihnen ruhende Erbe. Aber dies hat nichts mit den Theorien des Naturalismus zu schaffen; es war Bangs eigene Einstellung dem Leben gegenüber, seine Menschen und Figuren des Fin de Siècle; in ihren Kämpfen um Glück und Macht und Ruhm ist von Anfang an eine Untergangsstimmung zu spüren. Dies gilt auch für den stärksten seiner Helden, den großen Maler Claude Zoret, den Bang zu einem Bauernsohn gemacht hat. Gewaltig kämpft er um den Ruhm mit seinem Geschick, und erst nachdem er das Liebste auf Erden, seinen Pflegesohn, verloren hat, vereinsamt ist, vermag er sein Meisterwerk zu schaffen.

Gräfin Urne unterliegt dem Leben, sie scheitert im Kampf ums Glück, ihr Blut ist krank, ihr Sehnen heiß, aber nicht stark genug.

Was bringt die Menschen Bangs zum Scheitern? Sie leiden an einer Krankheit, die typisch ist für die Menschen eines sterbenden Jahrhunderts: an einer grenzenlosen Melancholie des Gemütes, die sie wie eine Lebensmelodie begleitet und nie ganz zum Schweigen gebracht werden kann, weil sie von einer geheimnisvollen Schönheit ist. Diese wehmütige herbstliche Melodie klingt aus den Seelen der Helden der anderen Literaturen um diese Zeit herum, bei Hofmannsthal und Schnitzler, bei Bourget und Huysmans, und verdichtet sich bei dem typischsten Dichter jener Zeit, bei Oscar Wilde, zu einer Musik der Verwesung.

Hat aber irgend jemand so zarte, so feine Töne für diese Stimmung gefunden wie Herman Bang? Wer hat wie er die unbefriedigte, die nie erfüllte Liebe der jungen Frau zu deuten verstanden? Wie gleitet nicht Stella, die idealisierte Mutter Bangs, durch die Seiten des „Weißen Hauses“, dieser Erzählung, die ganz ohne äußere Handlung ist und wie ein Gedicht in Versen wirkt! Und wie traurig ist nicht die Gestalt der armen „Tine“ empfunden, die sich mitten im Gewühl des Krieges mit leidig liebevoll dem Oberförster hingibt, obgleich sie sofort erleben muß, wie er zur gleichen Stunde nur an Stella gedacht hat, an seine Frau. Auch Ida Brandt gehört zu diesen Frauen; aber die unvergeßlichste bleibt Kathinka in der Erzählung „Am Wege“ (aus der Reihe der „stillen Existenzen“), wie Bang sie mit einer genialen Formel genannt hat. Sie ist still, unscheinbar, sie lebt am Wege, die Frau des Stationsvorstehers, der sie nicht versteht; trotzdem erweckt sie die Liebe eines Mannes, doch ohne daß irgendeiner die Kraft besäße, diese Liebe in

irgendeiner Form zu verwirklichen. In ihrer Schlichtheit, Wortfargheit ist diese Frau, diese Liebesgeschichte sehr dänisch, auch weil sie so keusch und lyrisch bleibt.

Nicht dänisch, sondern eher kontinental und sicher sehr persönlich ist die melancholische Erklärung, die Bang dieser Melancholie gibt. Es ist der Trieb, die Begierde, die uns alle unglücklich und unzufrieden macht, weil sie nie befriedigt werden kann. So spricht Stella zur Freundin: „Ja — die Begierde . . . denn das ist das Geheimnis: es gibt nichts als den Trieb, er allein ist Herr und Meister . . . Der Trieb brüllt zum leeren Himmel hinauf — er allein.“

In der wundervollen Novelle „Die vier Teufel“ führt der Trieb zum Untergang, weil er Menschen trennt, die zusammengehört haben. Im Jugendroman „Hoffnungslose Geschlechter“ wird William für sein kurzes Leben ruiniert, weil er frühzeitig den Trieb kennen lernt. Gräfin Urne wird unglücklich in dem Augenblick, als sie in ihrer Liebe zum Grafen Schönau betrogen wird. Ida Brandt wird von ihrem dummen Geliebten verlassen, nachdem sie sich ihm gegeben hat. Und wiederum, Fräulein Kaja in der gleichnamigen Novelle erlischt in dem Augenblick, als der Mann, den sie begehrt hat, als glücklicher Ehemann zurückkehrt.

Eros, der sich gegen Eros, gegen das Leben wendet — es ist keine starke, keine gesunde Lehre, aber sie ist echt empfunden, nie brutal ausgedrückt, immer fein gedeutet, geformt, psychologisch gemeistert und künstlerisch gestaltet. Der überzarte, nervöse Dichter leidet mit seinen Menschen, er leidet mit der ganzen Menschheit, so wie er sie sieht und auffaßt. Niemand

findet so viele Mittel, um die Zwischentöne des Seelenlebens auszudrücken, wie Bang, mit Worten, mit Pausen, mit dem was nicht gesagt, was nur geahnt wird. Er ist der Meister des Andeutens. Und deshalb empfindet man stets wie hinter seinen Schilderungen vom Schicksal des triebhaften Menschen die Trauer um die Werte der Seele verborgen liegt.

Von der Melancholie, die allein zu eintönig werden würde, rettet er sich in das Reich des Humors, auch hier ein echter Sohn Dänemarks und erinnert oft an Andersen. Es ist ein stiller fast absichtsloser Humor in seiner scharfen Beobachtung der Stimmen und Gebärden der verschiedensten Menschen, die am stärksten zum Ausdruck gelangt in seinen berühmten Darstellungen der Tischgesellschaften. Er ist der grazilöse Ironiker des Humors, nie derb, immer geschmackvoll.

Ein Ästhet. Man hat darüber gestritten, ob Herman Bang eine Weltanschauung hätte, man hat sogar bedauert, daß er nicht religiös gewesen sei.

Herman Bang nicht religiös? Nein, nicht im dogmatischen Sinne, aber sicherlich im Sinne des Lebens, denn er hatte Ehrfurcht vor dem Menschen, dem kleinen und dem großen Menschen, vor der Frau, vor dem Künstler. Seine Weltanschauung war durchdrungen von der Macht der Schönheit und der Bedeutung der Kunst für das Leben. Hat sie keinen Wert? Wie könnte die Schönheit entstehen, wenn nicht immer und immer wieder einer auferstünde, der die Fackel in seine Hand nimmt und sie anzündet, auch wenn er selbst dabei in Flammen aufgeht!?

Carl David Marcus

Erstes Kapitel

Beim Beginn unserer Erzählung war das Gut Thorsholm alles, was der einst reichen und vornehmen Familie von Maag übriggeblieben war. Früher hatte bald ein Jens, bald ein Jürgen von Maag — dies waren die beiden Lieblingsnamen des altadligen Geschlechts — auf Thorsholm das Land vier Meilen im Umkreise, das bis an den Fjord hinabging, besessen, und die Familie hatte zu den reichsten der ganzen Provinz Jütland gehört.

Ehrgeizig war die Familie stets gewesen, und äußeren Glanz liebten ihre Mitglieder. Die Söhne suchten den Königshof auf, und die Töchter wurden immer mit großen und reichen Herren verheiratet. Auch ins Ausland zogen sie, die jüngeren Kinder, und oft vernahm man Heldentaten von ihnen, die sie auf den Walplätzen oder bei Hofe ausgeführt hatten. Nur zwei Mitgliedern des Geschlechts war es übel ergangen.

Erik war der eine. Er war an dem fernern Hof, wo er sich nach vielen Abenteuern zur Ruhe niedergelassen hatte, zu hoher Gunst gelangt, so hoch, daß das Land viel mehr von ihm als vom König regiert wurde. Aber dann eines Tages stürzte er tief: das Richtschwert durchschnitt den Hals, den die Arme der Königin umschlungen hatten. Das andere Mitglied der Familie war eine Frau.

Ellen von Maag war sehr schön, besaß den gekräuselten Mund des Geschlechts und große schwermütige Augen. Wohl-